

„Ich bin keen Mensch, ich bin 'n Ungeheuer“ Das Gefängnis als unbewußte Antwort auf Defizite der Persönlichkeit der Inhaftierten

Heidi M. Möller, Berlin*

Ausgehend von der Darstellung der Lebensgeschichte Erikas geht es um die Frage, in welcher Weise die „totale Institution Gefängnis“ die jeweiligen Schwächen der Ich-Struktur von Gefangenen kompensiert und welche intrapsychischen, interpersonalen und institutionellen Abwehrarrangements vorliegen.

Die dissoziale Persönlichkeitsstruktur ist eine Variation der Borderline-Problematik: „Es handelt sich um einen depressiv-narzißtischen Kernkonflikt auf der Grundlage einer Borderline-Organisation (mit Strukturpathologie in Ich und Über-Ich), verbunden mit starken Externalisierungstendenzen“ (Rauchfleisch 1981, S. 19). Die Hauptabwehrmechanismen dieser Klientel sind Spaltungsprozesse, Verleugnung oder Verzerrung der Realität, Projektion und projektive Identifikation, Idealisierung, Externalisierung und Agieren. Aufgrund defizitärer Entwicklungsprozesse (u.a. vorzeitiger Ödipalisierung und/oder mißlungener Triangulierung) hat sich nur ein schwaches Ich und kein hoch organisiertes Über-Ich ausgebildet. Mahler (1989) spricht in diesem Zusammenhang von Erhaltungsmechanismen; Mentzos (1991) nennt die Abwehrformationen Überlebensmodi, die die Persönlichkeit vor der Dekompensation schützen.

Im Gefängnis lassen sich nach Möller (1994) folgende Verarbeitungsmodi unterscheiden:

(1) *Allianzen*: Die Gefangenen durchleben Inhaftierungsprozesse, die als förderlich beschrieben werden können. Die institutionellen Bedingungen und die psychische Struktur der Inhaftierten gehen Allianzen ein, die Persönlichkeitswachstum, Aufarbeitung biographischer Konfliktpunkte und zum Teil sogar Heilung ermöglichen.

(2) *Der schizoide Modus*: Die Inhaftierten zeigen sich nahezu unbeeindruckt von der Haft. Weder rebellieren sie gegen die Freiheitsbeschränkung noch können sie die institutionellen Bedingungen für ihre Persönlichkeitsentwicklung nutzen. Sie sind der Vergangenheit verhaftet. Die Inhaftierung scheint spurlos an ihnen vorüberzugehen.

* Aus der „Europäischen Akademie für psychosoziale Gesundheit“, Düsseldorf in der Trägerschaft des „Fritz Perls Instituts“.

(3) *Mesallianzen*: Bei Erika kann man von einer Mesalliance intrapsychischer, interpersonaler und institutioneller Abwehr sprechen. Die Konstellationen sind deshalb als Mesallianzen zu bezeichnen, weil sie auf ungünstige Weise wie „ein Schlüssel ins Schloß“ zueinander passen und damit Entwicklung und Wachstum der Insassen verhindern. Fehlende Ich-Strukturen werden nahezu perfekt durch die Institution ausgeglichen, so daß Lernschritte – wie Autonomieentwicklung, Verantwortungsübernahme, Integration „böser“ und „guter“ Objektrepräsentanten – nicht möglich sind.

Erikas Lebensweg

Erika wurde 1966 geboren. Die Eltern sind Arbeiter. Ihre Schwester kam 15 Monate später zur Welt. Die ersten drei Jahre ihres Lebens verbrachte sie auf dem Dorf. Die Eltern wechselten sich mit der Betreuung der Kinder ab. Sie schildert ihre Eltern als streng. Körperliche Züchtigungen standen auf der Tagesordnung. Schlimmer noch als die Schläge empfand Erika die Bestrafung durch Schweigen. Bis zu drei Wochen lang wechselten ihre Eltern kein Wort mit dem Kind. Die Familie lebte stark isoliert, sie unterhielt weder zur Verwandtschaft noch zu den Nachbarn Kontakte. Auf diese Weise hat Erika ihre Großeltern nie kennengelernt.

Als sie vier Jahre alt war, zogen sie in die Stadt. Auch dort gab es keine außerfamiliären Kontakte. Erika macht die Größenphantasien ihrer Eltern für diese Abgeschiedenheit verantwortlich, ihnen konnte es keiner recht machen. Den Kontakt der Eltern untereinander schildert sie als „normal“. Normal heißt hier, es geschah nichts. Familiäres Leben fand ausschließlich beim gemeinsamen Fernsehen statt.

Im Gegensatz zu ihrer Schwester, der Kontakte und Auseinandersetzungen leicht fielen, kapselte Erika sich genauso wie ihre Eltern ab. Erika holte sich im Spiel mit den Puppen soziales Leben nach Hause. Zu ihrer Schwester spürte sie deutlich Distanz. Auch in der Schule blieb sie allein. Sie versuchte, durch Leistung, Anpassung und Fleiß zu verhindern, ganz übersehen zu werden. Einzige Vertraute in diesen ersten Lebensjahren war eine ältere Nachbarin, die sie „ohne Worte“ verstand. Der Tod dieser Frau, kurz vor ihrer Jugendweihe, war ein schwerer Schock für Erika. Ihre Einsamkeit wurde unerträglich groß. Sie ging davon aus, daß sich niemand für sie interessierte, ihr niemand zuhören wollte.

Sie versuchte, sich während ihrer Schulzeit mehrfach das Leben zu nehmen. Sie lief von zu Hause fort, kehrte nach ein paar Tagen jedoch zurück. Sie konnte keine Freundschaften aufbauen und floh in eine Bücherwelt: Schicksalsromane sind auch heute noch ihre Lieblingslektüre. Manchmal machte sie still in sich versunken Handarbeiten. Nach einem weiteren Umzug der Familie wurde sie in der neuen

Klasse des Diebstahls bezichtigt und erneut zum Außenseiter. Die Lehrerin schaltete eine Kinderpsychiaterin ein. Erika lehnte den Kontakt innerlich ab, obwohl sie über Jahre regelmäßig zu den vereinbarten Terminen ging.

Als ihre Klassenkameradinnen begannen, sich für Jungen zu interessieren, war sie noch weiter von ihnen entfernt, da sie zu Jungen, noch nicht einmal in belangloser Form, Kontakt aufnehmen konnte. In den Zeitraum der Abschlußprüfungen fiel ein weiterer Suizidversuch: Sie schnitt sich die Pulsadern auf.

Nach der zehnten Klasse besuchte sie die medizinische Fachschule. Es erfüllte sich damit ihr Kindertraum, Kinderkrankenschwester zu werden. Sie absolvierte die Ausbildung erfolgreich und trat 1985 ihre Arbeitsstelle auf der Neugeborenenstation an.

Ihren ersten sexuellen Kontakt hatte Erika ein Jahr zuvor. Sie befand sich noch in der Ausbildung, als sie mit zwei Studienkolleginnen zum Tanz ging. Sie folgte einem Mann, den sie auf dieser Veranstaltung flüchtig kennengelernt hatte, in seine Wohnung und wurde vergewaltigt. Wiederum teilte sie sich niemandem mit und versuchte, durch Lernen ihr Leid zu kompensieren.

Im September 1985, zu Beginn ihrer Tätigkeit im Krankenhaus, war Erika gezielt auf der Suche nach einem Mann, um sich von ihm schwängern zu lassen. Ein eigenes Kind schien ihr der einzige Ausweg aus ihrem Lebensdilemma zu sein. Doch der sexuelle Kontakt zu einem Mann war auch dieses Mal so furchterregend für sie, daß sie ihr Unterfangen abbrach, und noch bevor es zum Geschlechtsverkehr kam, davonlief. Sie bewegte sich wie betäubt durch den Alltag und verlor jegliches Interesse, auch an ihrem zuvor so geliebten Beruf.

Die Apathie wurde bald darauf von grenzenlosem Haß auf Männer abgelöst. Er traf zunächst die Väter der Babys auf der Neugeborenenstation, dann die Neugeborenen selbst. Ende 1985 begann sie, den Babys Salz in die Kindernahrung zu geben, was bei den Kindern zu massivem Wasserverlust führte. Sie wechselte auf die Intensivstation, auf der die zu früh geborenen Babys lagen. In den Tropf mischte sie die Medikamente „Digitoxin“ und „Alopent“, die zunächst Herzrhythmusstörungen auslösen und schließlich, durch die Überdosierung, zum Tod von fünf Säuglingen – drei Mädchen und zwei Jungen – führten. Zwei Säuglinge überlebten.

Den Tod der Säuglinge erlebte sie zunächst als Erleichterung von ihren inneren Qualen. Die Spannung baute sich jedes Mal jedoch schnell wieder auf, so daß sie weiter mordete. Um ihrem Vernichtungsfeldzug selbst ein Ende zu machen, stahl sie Medikamente, um sich das Leben zu nehmen. Sie mischte H 202 (Wasserstoffperoxyd) in die Kindernahrung, um Außenwirkung mit Hilfe des Warnzeichens zu erzielen. Durch die Substanz bildete sich Schaum am Mund der Kinder. Im April 1986 wurde sie „zur Klärung eines Sachverhal-

tes“ zur Staatssicherheit bestellt. Während der Vernehmung erlitt sie eine schwere Krise, brach zusammen und gestand. Nach zwei Jahren Untersuchungshaft wurde sie wegen Mordes zu lebenslänglicher Freiheitsstrafe verurteilt. Aufgrund der heftigen Attacken der Mitgefangenen, die von den Delikten erfuhren, wurde sie in ein Krankenhaus verlegt. Es sieht so aus, als sei der Strafvollzug durch Erika an seine Grenzen gestoßen. Ihre massive Suizidalität und ihre Kontaktunfähigkeit machen eine Unterbringung schwierig. Sie lebt sozial völlig isoliert, ihre Eltern haben den Kontakt zu ihr abgebrochen, es gibt keine extramuralen Kontakte. In der Haft ist es ihr gelungen, Freundschaft mit einer Mitinhaftierten zu schließen. Neben den professionellen Kontakten zu einer Psychiaterin und den Krankenschwestern besteht die Brieffreundschaft zu Claas, zu dem sie Vertrauen gewonnen hat.

Die kleine, einsame Erika, umhüllt von Grau

Erika wächst in einem emotional völlig verarmten Elternhaus auf. Ihre Schilderungen lösen auch in mir ein affektives Vakuum aus. Die Grundversorgung der beiden Töchter war zwar gewährleistet, die Eltern wechselten sich in der Schichtarbeit ab. Sie erinnert keine Wärme, Liebe oder Bezoogenheit. Sie kann ihre Eltern nicht differenziert beschreiben, in ihren Schilderungen verschmelzen Vater und Mutter zu einer Person. Sie wird die Eltern als „monolithischen Block“ wahrgenommen haben, was ihr Ohnmachtsgefühle und den Eindruck, ausgeliefert zu sein, bereitet. Die familiäre Kommunikation ist auf gemeinsames Fernsehen reduziert.

E.: „Da hat man auch nicht groß kommuniziert miteinander, aber man war wenigstens zusammen, und man hatte das Gefühl, 'ne Familie zu sein, weil alle dasaßen, aber da wurde auch nur in 'n Fernseher geguckt. Früher habe ich auch gern Fernsehen geguckt, aber heute mag ich das nicht mehr so. Das war eigentlich auch so, um überhaupt was zu machen mit der Familie zusammen.“

Die jüngere Schwester wird 15 Monate später geboren – viel zu früh für Erika. So mußte sie das bißchen, das ihre Eltern zu geben hatten, auch noch teilen. Konkurrenz bestimmt die Beziehung der beiden Mädchen untereinander von Anfang an.

E.: „Ja, meine Schwester, die ist ganz anders als ich, die war sehr kontaktfreudig, die hat viele Kumpels gehabt, aber ich eigentlich nich (*gedehnt*). Ich war meistens alleine.“

In sozialen Belangen ist ihr die kleine Schwester weit voraus:

E.: „Ja, schon von Kleinigkeiten, und das Komische war, meine Schwester war zwar ein Jahr und drei Monate jünger und 'n paar Tage, aber die war mir überlegen, in allen Dingen eigentlich, nich' auf geistigem Gebiet, da war ich ihr vielleicht überlegen, oder da war'n wir eigentlich ungefähr gleich, was Leistung in der Schule und so was anbelangt; aber in Streitereien war sie die Überlegene.“

Im Gespräch mit mir berichtet sie völlig affektlos über ihre Schwester, Neidgefühle scheinen abgewehrt zu sein. – Erikas Herkunftsfamilie lebt ganz und gar isoliert.

E.: „Wir hatten zwar Verwandte, auch in der Nähe, aber wir haben die nie besucht, die haben uns nie besucht oder ganz selten, und ich bin ohne Oma und ohne Opa aufgewachsen.“

Erika sieht das Verhalten ihrer Eltern folgendermaßen begründet:

E.: „Meine Eltern können sich, glaub' ich, ganz schwer auf andere Menschen einstellen. Die glauben, sie sind die Besten und fast die Größten.“

Andere Menschen scheinen dem Elternpaar bedrohlich, sie könnten die kompensierenden Größenphantasien ins Wanken bringen. Sowohl der Kontakt der Eheleute untereinander, als auch der zu den Kindern, Verwandten und Nachbarn ist, wenn überhaupt, gekennzeichnet durch Leere, Tristesse und Verflachung. So wächst Erika in einer Atmosphäre auf, die nicht verwundern läßt, wenn sie denkt:

E.: „Ich hatte immer das Gefühl durch meine Eltern, daß sich niemand so recht dafür interessierte, was ich denke oder fühle.“

Die vielen Umzüge der Familie scheinen auf diesem Hintergrund wie ein Agieren ihrer Kontaktstörung. Für Erika macht die Mobilität der Familie die Suche nach kompensierenden Personen unmöglich. Häufige Umzüge waren in der ehemaligen DDR recht ungewöhnlich, Arbeit und Wohnung standen der Familie jeweils im neuen Lebensraum zur Verfügung. Dieser Teil der Biographie Erikas bleibt nach zahlreichen Interpretationsbemühungen – auch im Kreis von Kollegen – lediglich der Spekulation überlassen. Eine Erklärung könnte sein, daß es ein Familiengeheimnis gibt, das Erika mir gegenüber nicht lüften darf. Ich möchte mich hier darauf beschränken, Fragen aufzuwerfen: Haben ihre Eltern oder Großeltern eine nationalsozialistische Vergangenheit, die sie ständig auf der Flucht hielt? Ist sie auf diese Weise vielleicht unbewußt Trägerin menschenverachtender Wertsysteme der Eltern – wie der der Tötung „unwerten Lebens“ – geworden, was einen ganz anderen Blick auf die Straftaten erforderlich machen würde? Oder sind die Eltern führende Mitarbeiter der Staatssicherheit?

Eine ältere Nachbarin taucht als eine Art rettender Engel auf. Sie ist die einzige positiv besetzte Person in Erikas Geschichte:

E.: „Ich hab mit der eigentlich nicht viel gesprochen, wir haben uns eigentlich ohne Worte verstanden. Sie hat irgendwie so eine Begabung gehabt, zu fühlen, wie's mir geht oder wo das Problem liegt.“

Der Kontakt ohne Worte weist auf Defizite im präverbalen Bereich hin. Sie will berührt und verstanden werden, sich nicht erklären müssen. Diese Frau taucht während des Interviews mehrfach auf. Sie scheint die wichtigste kompensierende Person in Erikas Leben gewesen zu sein. Es ist davon auszugehen, daß ihr in den ersten Lebens-

jahren jegliche Spiegelerfahrung gefehlt hat. „Es bedarf des Austausches der Blicke – denn der Mensch wird dadurch zum Menschen, daß er angeschaut wird und ohne Angst und Strafandrohung anschauen darf, daß er Einfühlung erfährt und einfühlen kann, ohne auf Abschottung, Verslossenheit oder Zurückweisung zu treffen“ (Petzold 1980, S. 233).

Schon die ersten Regungen von Erika wurden vermutlich nicht beantwortet, es fehlte ein empathisches Gegenüber, das ihr Gefühlsicherheit hätte geben können. Sie hatte keine Unterstützung, um ihre unterschiedlichen Impulse durch die Benennung durch Erwachsene differenzieren lernen zu können. Ihre immense Angst vor Emotionalität ist auf die fehlende Spiegelerfahrung zurückzuführen. Ihr fehlt es an Introspektionsfähigkeit und Empathievermögen, so daß für Erika Emotionalität gleich mit emotionaler Überschwemmung assoziiert wird und sie in innere Panik versetzt. Die Leere daheim wird nur durch Strenge durchbrochen. Als die Schläge als Erziehungsmittel nicht mehr wirksam sind, die Mädchen dagegen fast immun scheinen, wird mit Schweigen gestraft.

E.: „Aber dann später haben die was angewandt, was viel schlimmer ist, für mich jedenfalls oder psychologisch gesehen viel schlimmer ist, die haben geschwiegen.“

Im Schweigen liegt die Botschaft: „Du bist schlecht“, und in Erika wird introjiert: „Ich bin nicht existenzberechtigt“. So sucht sie nach anderen, guten Erwachsenen:

E.: „Ich hab dann später – na ja, auch schon als Kind eigentlich immer jemand gesucht, zu dem ich Vertrauen haben konnte, aber ich hab den nie in meinem Altersbereich gesucht, sondern immer bei den Erwachsenen.“

Da sie als Baby nicht ausreichend emotional gesättigt wurde, kann sie auch keine Beziehungen zu Gleichaltrigen aufbauen. Sie hat keine Beziehungssicherheit. Zudem fehlt von seiten der Eltern ein Modell von Kontakt zur Außenwelt.

Erika zieht sich zurück. Ihr fehlt das Trotzpotential, über das ihre jüngere Schwester anscheinend verfügt. Als Zeichen ihrer inneren Verödung kann gewertet werden, daß sie keinerlei Neidgefühle ihrer Schwester gegenüber erinnert. Die kindliche Vitalität ist im Keim erstickt. Ihr fehlt, schon bevor sie eingeschult wird, Neugier auf Menschen, Freude an Reibung und Auseinandersetzung:

E.: „Ich war am liebsten alleine.“

Es drängt sich der Eindruck auf, als hätte Erika schon im Alter von vier Jahren kapituliert. Sie zieht sich in eine Phantasiewelt zurück, ihre Puppen bekommen die Liebe, die sie vermißt. Im Spiel kann sie ihrer Verzweiflung Ausdruck geben:

E.: „Na ja, ich hab gern Familie, ja, auch mit 'ner Puppe alleine oder Schule oder ganz alltägliches Leben, wo sich einer 'runterstürzen will vom Haus und dann kommt die Feuerwehr und alle so'ne Situationen.“

Auch heute, in der Retrospektive, ist sie wie abgeschnitten von ihren kindlichen Gefühlen. Ihre Selbsttötungswünsche, ihr Hilfeschrei werden ihr nicht emotional zugänglich, oder sie erscheinen ihr nicht der Rede wert. Alltägliches Leben heißt, wie das obige Zitat zeigt, vom Tode bedroht zu sein. Ihre Einsamkeit begleitet Erika durch alle Schuljahre. Sie findet keinen Anschluß. Ihr fehlen Ermutigung, Unterstützung und Modelle für das Leben in der Gemeinschaft. Die Eltern scheinen keine Ahnung zu haben, wie es im Herzen ihrer kleinen Tochter aussieht. So wie sie von ihren Eltern übersehen wurde, wird sie auch weiterhin nicht bemerkt. Sie hat sich in ihr Schneckenhaus verkrochen, ist mißtrauisch und depressiv. Sie äußert als für diese Zeit typischen Gedanken:

E.: „Und dann soll'n se mich alle in Ruhe lassen.“

Alles andere hätte sie gebraucht, gewiß jedoch keine Ruhe. Sie berichtet über ihre heftige Sehnsucht nach einer Freundin:

E.: „Ich hab nie 'ne Freundin gehabt in der Schule, ich hab zwar mit manchen gesprochen, aber nicht das, was man 'ne richtige Freundin nennt, das hab ich – erst im Strafvollzug erfahren dürfen, daß es 'ne Freundin gibt.“

Ihre Bedürftigkeit war so groß, daß sie sich vermutlich mit den daraus resultierenden Ansprüchen selbst im Weg stand. Das Lernen in der Schule ist ihr nicht leicht gefallen, jedoch hat sie eine Menge mit Fleiß wettmachen können. So konnte sie im Mittelfeld ein wenig Anerkennung und Bestätigung durch die Lehrer finden.

Erika vergräbt sich in die Welt der Bücher. Schicksalsromane sind ihre Lieblingslektüre. „Die Last, die du nicht trägst“, ist ihr favorisiertes Buch. Besser als durch diesen Buchtitel kann die Atmosphäre ihrer Kindheit nicht beschrieben werden. Die Identifikation mit Lebensgeschichten Behinderter und Benachteiligter verschafft ihr Trost. Auf diese Weise muß sie nicht das Gefühl haben, der einzige unglückliche Mensch auf der Welt zu sein.

E.: „Ich les' jetzt auch noch am liebsten so Schicksalsliteratur oder Problemliteratur, wo Probleme von Menschen aufgeführt werden und dann gezeigt wird, wie die Probleme lösen.“

Sie scheint sich in den Büchern Rat zu holen, wie man am Leben bleiben kann. Erika ist ihr ganzes Leben lang latent suizidal. Über zwei Selbstmordversuche in ihrer Kindheit spricht sie während des Interviews.

E.: „Jedenfalls wollte ich mir das Leben nehmen – das war das erste Mal, daß ich mir das Leben nehmen wollte, nee, das zweite Mal, ich hatte mich vorher schon aus, ich weiß nicht mehr aus welchem Grund, vor'n Lkw geschmissen, da war ich so neunte oder zehnte Klasse.“ Und kurz darauf: „Damals wollt' ich mir wieder das Leben nehmen, da wollt' ich mit'm Messer die Pulsadern aufschneiden (*lacht*), heute muß ich drüber lachen, ich hab das richtig theatralisch gemacht (*lacht*), ich hab den Teppich weggeräumt, damit der nicht fleckig wird, und hab Abschiedsbriefe geschrieben (*lacht*) und all so 'ne Scheiße.“

Niemand erkannte, wie verzweifelt Erika damals war. Auch sie selbst hat keinen emotionalen Zugang zu ihrer damaligen Verfassung. Sie berichtet lachend von den Schrecken ihrer Kindheit. Erika läuft von zu Hause weg, um ihrer ausweglosen Situation zu entfliehen. Ohne Planung und ohne Geld läuft sie fort, versteckt sich auf einem Bauernhof. Sie bekommt Hunger und bettelt. Dabei vertraut sie sich einer Bäuerin an, die sie dazu bewegen kann, zurück nach Hause zu gehen. Ihre Not ist so groß, daß sie einer wildfremden Frau ihr Leid klagt.

Erika als Angeklagte und Vertreterin der Anklage

Die Familie zieht ein weiteres Mal um. In ihrer Erinnerung war der Umzug schmerzlich für sie, da sie am vorigen Wohnort in leidlich gutem Kontakt zu ihren Klassenkameradinnen stand. In der neuen Klasse kommt es zu folgendem Vorkommnis:

E.: „Da haben wir Klassenfahrt gehabt – und (*atmet hörbar aus*) da ist Geld weggekommen. Natürlich war das noch nie in der Klasse passiert, und es war die Neue, also ich. Und da sind mit mir Gespräche geführt worden, nachdem wir von der Klassenfahrt zurück waren, und ich war das aber ehrlich nicht; aber für die stand fest, nur ich konnte das gewesen sein, es ist nie 'rausgekommen, wer das denn nun wirklich war. Und es war schnell in der Schule 'rum, so daß ich – wir hatten so 'nen Flur, wo wir die Sachen alle hingehangen haben, und da mußte man durch die ganzen Mengen sich durchwühlen; da wurde ich immer geschubst und getreten und geschlagen und angespuckt und alle so 'ne Scherze. Aber ich hab wieder mit niemand darüber reden können, es war ja niemand da. Und dann hab ich was gemacht, was grundverkehrt war, ich weiß, daß es grundverkehrt war, ich wußt' es auch damals, als ich das gemacht hab, daß das keene Lösung ist. Aber ich hab's eben gemacht, weil ich keinen anderen Weg gesehen hab. Ich hab Briefe geschrieben mit verstellter Handschrift. Mir war das damals nicht so klar, daß man trotzdem rauskriegern konnte, wer das geschrieben hat, mit kriminellen Methoden, eh, kriminalistischen Methoden. Jedenfalls hab ich Briefe geschrieben mit verstellter Handschrift und hab mich selbst da drin als diebische Elster und so was bezeichnet, und noch als Bekräftigung dessen, daß das ernstgemeinte Briefe waren, hab ich Hakenkreuze drunter gemacht. Diese Briefe hab ich dann in meine Schulmappe gesteckt oder in unseren Briefkasten, und hab den Briefkasten selbst geöffnet und die Briefe praktisch selbst in Empfang genommen, und hab so getan, als ob die Briefe von jemand anders wären, und hab die dann auch meiner Klassenlehrerin gezeigt und hab so gedacht, ich hab nun den Beweis dafür, daß ich das nicht gewesen bin.“

Sollte Erika den Diebstahl begangen haben, so hat sie sich mit dem Brief selbst an den Pranger gestellt. Sie schiebt sich durch einen *dissoziativen Prozeß* der Selbstdistanzierung diese Tat zu. Sie verwendet zur Selbstbezeichnung die verpöntesten Symbole, die in der ehemaligen DDR gewählt werden konnten, faschistische Symbole, Hakenkreuze. Damit katapultiert sie sich aus der Gemeinschaft der „Guten“ heraus, identifiziert sich mit dem absolut Bösen.

Gleichzeitig aber gibt sie sich als Opfer einer faschistischen Verschwörung aus, reiht sich gewissermaßen ein in die Gemeinschaft „unwerten Lebens“. Sie will sich freisprechen, während sie sich an-

klagt. Ihre schizoide Struktur wird spätestens hier überdeutlich: Wehrlos und verfolgt versus böse und anklagend stellt sie sich dar. Mir scheint zudem ein verzweifelter Appell in ihrem Manöver zu liegen: „Es soll mich endlich jemand verstehen! Die Erwachsenen sollen es auflösen! Dann bin ich endlich aus dem Kreislauf der Angst, und meine Schuld ist von mir genommen!“ Die strafende Instanz wird externalisiert und die Erlösung durch die absurde Selbstanklage intendiert. Sie wäre, wenn ihr Glauben geschenkt würde, in der Gemeinschaft der „Guten“.

Der Diebstahl und das häufige Weglaufen von Erika veranlassen ihre Klassenlehrerin, eine jugendpsychiatrische Beratungsstelle einzuschalten. Sie nimmt dort über Jahre hinweg feste Termine wahr. Sie spricht selbst von ihrer „abnormen Reaktion“, aber:

E.: „Zu der bin ich dann hingegangen, aber damals hatte ich noch nicht die Einsicht, daß ich das brauche. Das war nicht von mir aus, ich bin von der Schule dahin delegiert worden und wollte nicht von mir aus dorthin.“

Es gelingt ihr nicht, die Hilfe zu nutzen. Vielleicht ist sie innerlich zu diesem Zeitpunkt schon zu stark destruiert, als daß sie in Beziehung treten könnte. Unter Umständen aber spricht aus ihr ein gesundes Mißtrauen den Organen der DDR-Psychiatrie gegenüber, die oft zweifelhafte Konzepte über psychische Gesundheit und Krankheit vertraten. Vielleicht aber mußte eine professionelle Beziehung zu Erika auch bereits wegen ihres jugendlichen Alters versagen, da ihre Form von Sadismus und die damit verbundenen Gegenübertragungen für die behandelnde Psychiaterin kaum zu ertragen waren.

Erika als Krankenschwester

Erika erfüllt sich ihren Kindheitstraum und wird Kinderkrankenschwester. Nach der zehnten Klasse wird sie zur medizinischen Fachschule delegiert. Diese Entscheidung hatte sie schon mit sechs Jahren getroffen, als sie mit einem Ellenbogenbruch im Krankenhaus lag.

E.: „Dann gab’s so’n Schlüsselerlebnis: So’n Krankenhaus ist ja ‘ne fremde Umgebung für’s Kind, und egal wie meine Mutter ist und war, damals hab ich sie vermißt, sie war ja meine Bezugsperson, und das waren alles fremde Leute. Ich bin grad auf Toilette gegangen mit ‘ner Schwester, und da kam meine Mutter ‘rein, es war gerade Besuchszeit, aber da haben die wahrscheinlich nicht dran gedacht; und ich zu meiner Mutter hinrennen und die umarmen, und da hat mich diese Schwester zurückgezogen und hat mich in mein Zimmer gesperrt. Das war so’n Erlebnis, nach dem ich mir immer geschworen hab, ich mach’ das besser.“

Ihre Berufswahl gilt der Reparatur ihrer Biographie. Schon mit sechs Jahren, während ihres Aufenthaltes im Krankenhaus, kümmert sie sich in Form altruistischer Abtretung um die kleineren Patienten.

E.: „Als ich dann aufstehen konnte, bin ich dann immer bei den Kleinen, durfte ich immer mit denen spielen, das hat mir Spaß gemacht.“

Sie weiß sehr genau, was kleine Kinder brauchen, da sie es selbst so schmerzlich vermisst hatte. Sie wirft sich mit Eifer und Fleiß in die Ausbildung, in der Hoffnung, den Kindern das geben zu können, was sie selbst so sehr gebraucht hätte. Auch unter ihren Studienkolleginnen ist sie wieder isoliert. Ihre Abgeschnittenheit von Sexualität und Partnerschaft macht sie zur Außenseiterin.

Erika und die Männer

Für mich völlig überraschend und unvermittelt eröffnet Erika das Thema „Männer“, während wir über ihre Schulerlebnisse sprechen:

E.: „Das Wichtigste in meinem Leben war damals die Schule, das Lernen. Freunde hatte ich nie, also ich hab mit anderen so'n bißchen gesprochen, aber da war nie was Tieferes, auch nicht mit jugendlichen Männern.“

Während ihrer Pubertät habe sie „absolut kein Interesse“ an Männern gehabt:

E.: „Ich weiß nur, daß ich überhaupt kein Interesse hatte, die waren für mich gleichgültig, die waren eben da, na ja, aber ich konnt' nichts machen (*lacht*), die waren mir egal.“

Wie abgeschnitten von zentralen Themen ihrer Klassenkameradinnen geht Erika in eine noch tiefere Einsamkeit. Handarbeiten und Lesen sind ihre reduzierten Möglichkeiten der Lebensgestaltung. Sexualität wird massiv verdrängt. Während ihrer Ausbildung geht sie mit Kolleginnen zum Tanz:

E.: „Ich bin dann als Jugendliche und als Heranwachsende sehr gern tanzen gegangen.“

Ich erstaune, weil dies die erste Äußerung von Lebensfreude und Vitalität ist, die Erika während des Interviews macht. Freude an der Bewegung hat sie sich erhalten, wenngleich sie nahezu davor erschrickt, mir dies in diesem Rahmen offenbart zu haben:

E.: „Ja, die hab ich bis heute noch behalten, obwohl ich jetzt nicht mehr tanze hier drinnen, das ist 'n bißchen makaber.“

An diesem Abend, so scheint es, will sie es wissen. Während ihre Kolleginnen nach Hause gehen, bleibt sie allein zurück. Sie tanzt mit einem Mann, die letzte Straßenbahn ist weg, und er bietet ihr an, sie nach Haus zu bringen. Statt dessen begleitet sie ihn in seine Wohnung. Diese Tatsache bewertet sie heute als Riesenfehler. Sie wird dort vergewaltigt. Erika berichtet zunächst sehr distanziert von diesem Ereignis:

E.: „Wie soll ich sagen, es kam unter Androhung von Gewalt und Anwendung von Gewalt zum Geschlechtsverkehr, zu meinem ersten. Der hat echt erst mi'm Messer versucht, mich dazu zu bringen, dann hat er mich gewürgt, na ja, und dann war mein Wille gebrochen. Es gehört einfach nicht viel dazu. Es gehört auch heute nicht viel dazu, meinen Willen zu brechen.“

Der Mann fährt sie nach der Tat nach Hause. Noch heute empfindet Erika die Erniedrigung.

E.: „Ich kann das nicht beschreiben, wie's war. Ich weiß nur, daß es ekelhaft und unheimlich demütigend war für mich, und ich hab noch heute mit der Vorstellung zu tun, daß mein Körper irgendwie beschmutzt ist. Ich wasche mich zum Beispiel sehr häufig, weil ich immer das Gefühl hab, ich muß das abwaschen.“

Sie hat nach der Vergewaltigung den Eindruck, all ihrer Gefühle beraubt worden zu sein, sich leer zu fühlen. Sie kann keine Wut auf den Täter empfinden und verarbeitet die Tat depressiv und verliert sogar die Lust an der zuvor so geschätzten Arbeit.

E.: „Nee, ich mußte nur daran denken, wie furchtbar das war für mich, und daß es so, uah ... ekelhaft ist, keen Begriff, das war so, uehh (*angewidert*).“

Sie verzichtet aus Angst vor dem Verhör durch die Polizei auf eine Anzeige. Sie geht davon aus, daß die Männer der Volkspolizei ihr sicherlich nicht geglaubt hätten, sie habe schließlich keine Beweise gehabt. Nachdrücklich bleibt bei ihr der Eindruck haften:

E.: „Dieser Geschlechtsverkehr ist eine unheimliche Demütigung gegenüber der Frau.“

Mehrfach betont sie den Aspekt der Demütigung und Beschmutzung. Ohne die Vergewaltigung grundsätzlich in Frage stellen zu wollen, bleiben bei mir Fragen offen. Erikas Geschichte wirkt so klischeehaft, so konstruiert. Wird Erika, die ihre Sexualität massiv abgespalten hat, nicht jeden sexuellen Kontakt als gewalttätig bewerten, auch wenn es nicht zu äußerer Gewaltanwendung gekommen wäre? Wird sie nicht immer in der Angst, überwältigt zu werden, gelebt haben? Bei so viel Verleugnung scheint mir zumindest bedenkenswert, ob nicht der Durchbruch ihrer sexuellen Gefühle, ihrer geballten sexuellen Spannung, gepaart mit ihrer Unerfahrenheit, ihrer sozialen und partnerschaftlichen Inkompetenz, für sie immer ein „Werk des Teufels“ darstellen dürfte. Zumindest aber mußte diese Begegnung schrecklich erinnert werden, da sexuelle Wünsche, einhergehend mit Neugier, Lebendigkeit und Wagemut, auf ihrem biographischen Hintergrund von ihr als bestrafenswert bewertet werden müssen. Über ihre angebliche Asexualität spekuliert sie:

E.: „Vielleicht gibt's dies, daß man gar nicht sexuell ist (*lachend*), weder bi, noch mono, noch sonst was (*lachend*). Nee, wenn's irgend 'ne Gruppe gibt, die gar nicht sexuell ist, zähl ich mich dazu.“

In den Gesprächen mit ihrer Psychiaterin in der Haft taucht das Thema Homosexualität auf:

E.: „Vielleicht hab ich irgendwo in mir 'n Hang zum Lesbischsein, vielleicht, ich weiß es nicht. Aber das ist so in Gesprächen mit meiner Psychiaterin 'rausgekommen, daß es eventuell möglich sein könnte, weil ich nie 'n Interesse an Männern hatte.“

Die Vorstellung, lesbisch zu sein, gefällt ihr ganz und gar nicht. Entgegen ihrer anfänglichen Schilderung der emotionalen Anästhe-

sierung nach der Vergewaltigung schildert sie etwas später im Interview ihre Wut:

E.: „Zuerst hab ich nur diesen einen Mann, der das war, gehaßt, ich hätte den umbringen können. Und dann, so im Laufe der Zeit, hat sich dieser Haß auf alle Männer ausgebreitet, alles, was 'n Mann war, das hab ich gehaßt.“

Hier beginnt ihre subjektive Tatrekonstruktion. Sie will ihre Taten auf dem Hintergrund der Vergewaltigung verstanden wissen. Ihr Männerhaß ist für sie Leitmotiv ihrer Tötungsdelikte. Sie möchte auch meinen Blick in diese Richtung lenken, die für sie zur Zeit sicherlich die Funktion hat, ihr psychisches Überleben zu sichern. Sie kompensiert in der Zeit nach der Vergewaltigung, wie schon zu Schulzeiten, mit Leistung. Sie „lernt und büffelt“, um alles zu vergessen:

E.: „Mir war die Schule zwar egal in dem Moment, aber ich hab mich dann nur auf die Leistungen kontrolliert, eh, konzentriert, und hab nur gelernt und gebüffelt, um alles herum vergessen zu können. Und nachdem die ganzen Prüfungen zu Ende waren, die so bis Juli gingen, und bis September 'n paar Monate dazwischen waren, da war ja dieser ganze Leistungsstreß weg, und der hat mir gefehlt, da hatt' ich keen Ausgleich mehr und hab wieder viel daran denken müssen.“

Hier findet sich ein erster Hinweis auf ein sado-masochistisches Verarbeitungsmuster. Die Quälerei und das Ritual fehlen, und ihre destruktiven Impulse brechen durch. Der Versprecher „Leistungen kontrolliert“ versus „auf Leistung konzentriert“ macht die Bedeutung des Momentes der Kontrolle ihrer Ich-Funktion recht anschaulich klar.

Erika arbeitet tagsüber auf der Säuglingsstation, ist konfrontiert mit jungen, glücklichen Vätern und Müttern, mit Frauen, die sich freuen, ihr Neugeborenes, das „Produkt“ sexueller Begegnung, in den Armen zu halten. Die Frauen kennen, anders als Erika, Spaß an der Sexualität.

E.: „Dann hab ich ja in der Frauenklinik gearbeitet, und da isses ja normal, daß man mit den Vätern Kontakt hat, und diese Väter, das waren ja auch Männer, die hab ich auch gehaßt, furchtbar. Und dann kam irgendwann der Zeitpunkt, das war innerhalb eines Monats, daß mein Beruf mir zur Qual wurde, der Beruf, den ich immer geliebt hab.“

Sie ist wie besessen von dem Gedanken, selbst ein Kind zu bekommen. Eines Abends sitzt sie wieder allein daheim, spürt ihre Sehnsucht und Einsamkeit und geht in die Diskothek, eindeutig mit der Absicht, sich schwängern zu lassen. Die Begegnung endet wiederum schrecklich für sie.

E.: „Das war das zweite und das letzte Mal. Heute sag' ich, es wird das letzte Mal bleiben, aber ich weiß nicht, was später mal kommt. Es war genauso ekelhaft wie damals, wie 'n Jahr vorher, ich hab genau dasselbe empfunden, ich bin dann abgehauen, hab meine Sachen geschnappt und bin abgehauen.“

Ihr Selbstheilungsversuch scheitert.

E.: „Ich hab damals den Wunsch gehabt, also es ist wieder so was Makabres, den Wunsch hab ich heute noch, 'n Kind zu haben. Ich hab mir damals eingeredet, wenn

ich 'n Kind habe, dann lösen sich alle meine Probleme, dann hab ich was, wofür ich sorgen kann, dann hab ich was, wofür ich da bin, und dann weiß ich, warum ich auf der Welt bin.“

Es ist möglich, daß es nicht zu ihren Tötungsdelikten gekommen wäre, wenn sie sich diesen unbändigen Wunsch hätte erfüllen können. Abgesehen von den verheerenden psychischen Konsequenzen für das erhoffte und ersehnte Kind in seiner Rolle als Sinnstiftung für die Mutter, hätte sie die Aufgabe als Mutter vor ihrer Destruktivität, die sich jetzt langsam zu entfalten beginnt, wohlmöglich schützen können. Sie wäre in dem Fall auf konstruktive Weise Herrin über Leben und Tod geworden.

Erika, die Kindsmörderin

E.: „Ich hab die Kinder, die Neugeborenen, mit denen ich zu tun hatte, geliebt und gehaßt zur selben Zeit. Ja, ich hab sie auch geliebt, weil sie ja noch so klein und hilflos waren und weil es ja mein Traumberuf war. Aber dieser Haß hat dann überwogen. Da hab ich im Oktober '85 angefangen, Straftaten zu verüben. Da hab ich zuerst Salz in die Kindernahrung getan, warum, kann ich heut' nicht sagen, vielleicht war's auch 'n Abreagieren oder so was, ich weiß es nicht.“

Salz in der Kindernahrung löst Wasserverlust aus. Erika ist zu diesem Zeitpunkt ein Tötungsimpuls noch nicht bewußt. Ganz unspezifisch will sie die Babys quälen. Noch im gleichen Monat wird sie auf die Intensivstation versetzt, wo sie zuständig für die Frühgeburten wird. Dort spritzt sie einem weiblichen Säugling Digitoxin. Das Kind wird in eine Spezialklinik verlegt und überlebt.

E.: „Ich weiß nur, daß, wo ich das gemacht hab, in dem Moment, wo ich das gespritzt hab und wo ich das gesehen hab, wie das Kind leidet, das war für mich wie 'ne Erleichterung. Das ist makaber, aber es war so.“

Als Auslösereize ihrer Tötungsimpulse nennt Erika Gespräche im Schwesternzimmer:

E.: „Ich weiß, daß es dazu immer, auch später dann, 'n Anlaß gab, und zwar waren das immer Gespräche zwischen den Schwestern, die ja öfters mal über Geschlechtsverkehr und über ihre Freunde gesprochen haben, und daß mich das immer wieder an das, was ich erlebt hab, zurückerinnert hat, vor allen an die Vergewaltigung, an das zweite nich so, aber an das erste, was so furchtbar war. Und aus dem Impuls heraus hab ich das immer gemacht.“

Drei Monate später läuft sie erneut während eines Gesprächs mit einer Kollegin aus dem Schwesternzimmer ins Intensivzimmer und spritzt einem Säugling, der am Tropf hängt, das Herzmittel. Es beginnt ein Prozeß, den ich als „süchtiges Töten“ bezeichnen möchte. Die Präzision und die Ausführlichkeit ihrer Erzählungen läßt von Fall- zu Fallschilderung nach. Ihre Erinnerung verblaßt:

E.: „Dann kam das vierte Kind, daran kann ich mich aber überhaupt nicht mehr erinnern, das ist wie so'n Blackout, da konnten die nur von der Stasi nachweisen, daß da wieder was war, anhand der Blutwerte oder so bei der Obduktion.“

Wie im Rausch, mit immer weniger Bewußtheit, spritzt sie insgesamt sieben Säuglingen die Herzmittel, zwei Kinder überleben, fünf Säuglinge sterben. Die Abstände von Tat zu Tat werden immer kürzer. Jede Form von Selbstkontrolle ist ihr abhanden gekommen, als sei die intentionale Hemmung destruiert.

E.: „Und deswegen hab ich was gemacht, damit es aufflog, damit klar wurde, daß da irgendwas schief läuft. Und zwar hab ich in die Kindermahrung H₂O₂ gemacht, Wasserstoffsuperoxyd.“

Erika schreit förmlich nach Kontrolle von außen. Man möge ihr Einhaltung gebieten. Sie hat jede Steuerungsfähigkeit über sich verloren. Jede einzelne Tat verschafft Erika zunächst Erleichterung. Sie delegiert ihre Todeswünsche, ihr Elend, ihre Verzweiflung an die Kinder und ist für kurze Zeit von diesen Befindlichkeiten befreit. Sie empfindet Befriedigung und Stolz, etwas vollbracht zu haben.

Ihre Rolle als „Herrin über Leben und Tod“ läßt sie für Momente ihre Ohnmacht vergessen. Sie wächst zu monströser Größe. Die Konfrontation mit der hilflosesten Erscheinungsform menschlicher Existenz, dem zu früh geborenen Kind, läßt sie selbst als Krankenschwester, in deren Obhut die Kinder gegeben sind, zur Monströsität wachsen. Die Konfrontation mit dem Ausgeliefertsein, mit so viel Schutzbedürftigkeit seitens der Babys läßt Erikas eigene Ohnmachtsgefühle zu Allmachtsphantasien verkehren. Sie ist mächtig und kann mit Leben und Sterben spielen. Für Momente ist sie dann erlöst:

E.: „Das war 'n bißchen so'n Gefühl des Friedens in mir, aber das hat nicht lange angehalten.“

Die perverse Freude darüber lebt im Interview spürbar wieder auf:

I.: „Wie ist das so, wenn Sie sich daran zurückerinnern, jetzt im Moment?“

E.: „Zwiespältig, einerseits ist es furchtbar, weil ich weiß, daß die Kinder total unschuldig an meinem Unglück waren. Aber andererseits ist es noch heute so, nach sechs Jahren, daß ich 'ne gewisse Befriedigung oder Erleichterung empfinde. Ich empfinde noch heute so wie damals, wie ich das gemacht hab, und das ist noch schlimmer für mich. Und ich weiß, wenn ich heute noch in dem Beruf wär' und das nicht alles aufgefliegen wäre, ich würde das wieder machen. Wissen sie, wie schlimm das ist? wenn man weiß, nach sechs Jahren, man hat nicht dazugelernt, jedenfalls nicht in dem Punkt? (*sehr eindringlich, verzweifelt*).“

An dieser Stelle erscheint ihr die Tat wesensfremd. Sie ist ergriffen von dem Schrecken darüber, daß sie bis heute noch keine Kontrolle über ihre Destruktivität gefunden hat. Sie begleitet das Sterben der Babys:

E.: „Das Kind ist in meinen Armen gestorben. Danach hab ich geheult, aber ich hab niemandem gesagt, was ich gemacht hab, ich hab nur geheult.“

Sie korrigiert sich etwas später:

E.: „Also nicht direkt in meinen Armen. Es lag im Inkubator, aber ich hab Herz-Rücken-Massage gemacht.“

Aus dieser Interviewstelle spricht m.E. ihre Wunschphantasie, den Tod mit Körperkontakt liebevoll begleiten zu wollen. Im Sinne einer altruistischen Abtretung hält sie das gequälte, leidende Kind in ihrem Arm. Ihr Wunsch nach Nachnahrung, nach Gehaltenwerden wird überdeutlich. Erika ist sowohl in der Rolle der strafenden Mutter als auch in der des sterbenden Kindes, wenn sie den vom Tode bedrohten Säugling betrachtet. Sie tötet gleichzeitig das Kind in sich, das abgründig schlecht ist und Strafe verdient. Dieser Prozeß darf aber nicht schnell verlaufen, denn sonst wäre die Erlösung bzw. Desillusionierung zu schnell da. Die Tötungen erscheinen eher als sadistische Folter denn als Mord. Im Zerstören menschlichen Lebens kann sie sich erstmals intensiv spüren. Aber sie selbst stößt sich als Konsequenz ihrer Taten aus der menschlichen Gemeinschaft aus:

E.: „Seitdem ich das gemacht hab, bezeichne ich mich ja selbst nicht mehr als Mensch, sondern als irgend ein Untier, als irgend ein schreckliches Wesen.“

Erikas Leiblichkeit

Das Köperschema Erikas ist bizarr: Ihr Oberkörper gleicht dem einer 13jährigen, schmal, mit kleinen Knospenbrüsten, ihre Extremitäten und ihr Beckenbereich hingegen sind aufgedunsen und weit vorgealtert. Um ihren Leib erlebt sie einen Panzer aus Glas:

E.: „Vielleicht lag das auch 'n bißchen mit daran, daß ich nie jemanden oder ganz selten, also das ist wirklich selten, daß jemand in meine Nähe so 'reinkommt; ich hab wie so'n Glaskasten um mich drumrum.“

Es fällt auf, wie sie Berührung mit Penetration gleichsetzt, Kontakt wird mit „reinkommen“, „reinlassen“ assoziiert. Im folgenden spricht sie von ihrer Angst, überrollt zu werden. Die Janusgesichtigkeit des Kontakterlebens, zugleich Berührung und auch Abgrenzung (Kontakt findet an der Grenze statt), kann sie nicht wahrnehmen. Kontakt, Begegnung, Berührung und Beziehung sind in ihrer Vorstellung mit Penetration und Destruktion verwoben. Angeschaut zu werden, sich gegenüber zu stehen, ohne verletzt oder gar zerstört zu werden, sind Begegnungsqualitäten, die sie nicht erfahren hat. Nähe ist unauflöslich verknüpft mit der Vorstellung von Gewalt. Ihre mit letzter Kraft verteidigten Persönlichkeitsgrenzen sind fragil und drohen bei Kontakt zusammenzubrechen. Die Vermutung, Erika könnte als Kind sexuell mißbraucht worden sein, liegt nahe. Der Glaskasten läßt sich als Treibhaus destruktiver Impulse verstehen. Über die Grenze ihres Glaskastens hinaus durften bislang nur die ältere Nachbarin aus ihren Kindertagen, ihre Freundin aus dem Strafvollzug und Claas, ihr Briefpartner, treten.

In ihrem Leben draußen mied sie Alkohol, da sie wußte, daß dieser „ihren Panzer um sie rum“ abbaut, sie schutzlos und wehrlos macht.

Auffallend ist, daß sie von „vielen“ spricht, die ihren Glaskasten durchbrechen.

E.: „Da werd' ich zugänglicher und gesprächiger, und da passiert's, daß viele durch die Grenze dann durchtreten, ohne daß ich's eigentlich will, aber ich kann in dem Moment durch den Alkohol nichts dagegen tun. Da bin ich irgendwie gesprächiger und zugänglicher und – lustig.“

Über Claas sagt sie:

E.: „Ich hätt nicht gedacht, daß das 'n Mann schafft, aber ich mein, nicht ganz so weit, ich kenn ihn ja nicht persönlich, nur von Briefen her, aber ich hab ihm auch alles geschrieben, was mich bedrückt. Das ist der einzige eigentlich, dem ich alles schreibe, mit dem ich zur Zeit in Verbindung bin, weil ich das Gefühl hab, daß er's versteht und daß es ihn auch interessiert, danach geh' ich wahrscheinlich.“

Ohne ihn je gesehen zu haben, genießt dieser Mann eine Menge Vertrauensvorschub. Letzten Endes verdanke ich Claas dieses Interview, denn Erika war bis zu dem Moment, bis er sie fragte und auf mich aufmerksam machte, nicht bereit gewesen, sich interviewen zu lassen, und wies alle Anfragen ab. Claas habe ich als einen Mann kennengelernt, der seine väterlichen Qualitäten als Kontaktbrücke zu den anderen einsetzt. Sein Vermögen, Menschen Hoffnung und Kraft zu geben, ist ungewöhnlich groß, so groß, daß er sich selbst dabei verliert. Sein „pathologischer Altruismus“ ist letztlich der Hintergrund seines eigenen Tötungsdelikts, begangen an seiner Frau. Dieser Mann nun bildet die goldene Ausnahme zu ihrem vorherrschenden Männerbild. Er leidet wie sie an einer massiven Aggressionshemmung, er hat wie sie eine asexuelle Ausstrahlung. Er hat es geschafft, sie innerlich zu erreichen, sie, die niemandem traut. Erika richtet ihre immense Bedürftigkeit auf ihn. Er steht für all das Versäumte, bietet eine ideale Projektionsfläche für ihre Hoffnungen und Wünsche. Erika kann dies tun, da „keinerlei Gefahr“ besteht, daß die beiden sich je begegnen werden.

Erikas Aggressionshemmung

Es scheint so zu sein, daß die jüngere Schwester von Erika als einziges Familienmitglied über ein gut integriertes aggressives Potential verfügt. Sie kann sich durchsetzen, kann Kontakte knüpfen und ihr Leben gestalten, während die anderen Teile der Familie in Schweigen und Depression verharren. Aggression ist für Erika kongruent mit Destruktion. Auf die Frage nach Streit zwischen den Schwestern antwortet sie:

E.: „Ja, was weiß ich, mit blauen Flecken und Haare 'rausreißen (*lacht*).“

Aggression äußert sich bei ihr, wenn überhaupt, in indirekter Form, in kindlichem Trotz. Als ihre Eltern später bereit waren, mehr auf sie einzugehen, will sie es nicht mehr. Nach dem unfreiwilligen

Umzug aus der Stadt, in der sie einigermaßen zufrieden leben konnte, versperrt sie sich in der neuen Klasse ganz und gar. Auch die professionellen Helfer haben keine Chance.

Erika und die professionelle Hilfe

Es ist erschreckend, wie wenig Hilfe Erika erreicht hat. Die Anzahl der Helfer, die Versuche machten, sie zu erreichen, ist nicht klein. Zunächst war es die jugendpsychiatrische Beratungsstelle. Aber: „Ich hab auch nicht so rechten Kontakt zu der finden können.“ Sie geht regelmäßig dorthin, bis sie ihr Studium aufnimmt. Sie wendet sich dann an die Hauptberatungsstelle der Stadt. Erika wird von der Seminargruppenleiterin unterstützt, wird für die Therapie vom Unterricht freigestellt, doch wiederum hat sie „nicht so rechten Kontakt zu der finden können“.

Nachdem sie die Altersgrenze für die Jugendpsychiatrie erreicht hat, bekommt sie eine Überweisung zur Erwachsenenpsychiatrie. Sie nimmt den Kontakt gar nicht erst auf, gibt an, zu feige gewesen zu sein, wieder eine neue Verbindung zu einem fremden Menschen zu riskieren. Ein paar Tage nach der Vergewaltigung ruft sie beim „Telefon des Vertrauens“ an, die Beraterin gibt ihr einen persönlichen Gesprächstermin, den sie nicht wahrnimmt.

E.: „Aber es war zu spät, irgendwie. Meine Gefühle gegenüber den Männern hatten sich schon so ausgeprägt, daß es dadurch nicht mehr verändert werden konnte.“

Es stellt sich mir die Frage, ob das Angebot der psychosozialen Versorgung in der DDR so miserabel war oder Erika so schwer gestört, daß all diese Versuche nicht fruchteten.

Erikas Tatrekonstruktion

Erika hat sich eine Perspektive gewählt, mit der sie auf ihre Taten schaut, mit der sie sich selbst deutet. Sie geht davon aus, daß Männer Frauen grundsätzlich demütigen. Sie selbst hat zweimal Kontakt zu diesen „Monstern“ aufgenommen und ist zweimal Opfer von Demütigung geworden. Daraus resultiert ein Haß, der sich zunächst auf die Täter richtet, sich dann auf die Väter der Babys ausweitet und schließlich auf die männlichen Neugeborenen. Sie ist während des Interviews bemüht, ihr Erklärungsmuster stringent durchzuhalten. Das erste Baby, das sie tötet, ist ein Mädchen. Einer Säuglingsschwester kann ein solcher „Irrtum“ nicht unterlaufen.

E.: „Nee, ich hab gedacht, es wär 'n Junge, ich hab erst zur Vernehmung erfahren, also, ich hab das Kind zwar gewickelt, aber in dem Moment, wo ich das gespritzt hab, hab ich nicht daran gedacht, ob es 'n Mädchen ist oder 'n Junge.“

Erika erklärt sich das Töten kleiner Jungen als Verhinderung potentieller Vergewaltigungen:

E.: „Ich hab nicht das Bewußtsein gehabt, die jetzt unbedingt töten zu wollen, sondern ich wollte die so unschädlich machen für das, was sie später machen könnten gegenüber Frauen. Bei den Mädchen, bei den zweien, da wurd' mir gar nicht bewußt, daß das Mädchen sind.“

Gegen Ende des Interviews betont sie noch einmal:

E.: „Diese Männer können das einer Frau nicht mehr tun.“

Im Laufe des Interviews wird deutlich, daß der angeblich Männern gebührende Haß ebenso auf Frauen gerichtet wird:

E.: „Aber ich hab jetzt, leider, ich weiß auch nicht mehr seit wann, bestimmt schon seit ein/zwei Jahren, Aggressionen gegenüber Frauen.“

Erika ist einem immensen Selbst- und Fremdhaß ausgeliefert. Sie kennt momentan noch keine Möglichkeit, um andere vor sich und ihrem Haß zu schützen, als den Menschen aus dem Weg zu gehen, Abstand zu halten und in die Regression und Autoaggression zu gehen. Neben ihrem Wunsch zu sterben stehen ihre stetigen Selbstverstümmelungsversuche. Der Aspekt des Quälens steht sowohl bei ihrer Tat als auch bei ihrem autoaggressiven Verhalten im Vordergrund. Die Tat als Folge bleibt mehr ein abstraktes Moment, wohingegen der Akt des Zufügens von Leid erlebnisnäher ist. Schmerz und Selbstverstümmelung erscheinen als einziger Weg – direkt oder vermittelt über die Opfer –, überhaupt etwas empfinden zu können. In der Haft scheint sie sich durch Autoaggression an weiterer Fremddestruktion zu hindern.

E.: „Wenn ich irgendwelche Aggressionen hatte, um die auszuleben oder so, ich hab dann immer an mir irgendwas gemacht, mich versucht umzubringen, eh ich jemand anderen an die Wäsche gehe, mach ich's lieber bei mir selber.“

Das Verhör

Nachdem sie der Babynahrung Wasserstoffperoxyd beigemischt hat, gerät sie unter Verdacht, am Tod der Säuglinge beteiligt zu sein. Unter einem Vorwand wird sie zur Stasi geladen und bricht schnell unter der Beweislast zusammen:

E.: „Und der hat mir gesagt, daß das letzte Kind gestorben war. Ich weiß sogar noch die Namen der Kinder. Und da bin ich zusammengebrochen, also nicht zusammengebrochen, aber ich hab 'nen Weinkrampf gekriegt, und hab dann alles gestanden, jedenfalls das von dem letzten Kind, und dann nach und nach mit den ganzen Vernehmungen hab ich das andere auch gestanden.“

Sie ist entlastet, nachdem sie gestanden hat. Der „Vernehmer“ wird ihr zum Vertrauten.

E.: „Und ich war froh, daß ich endlich mit jemand darüber reden konnte, obwohl mein Vernehmer nicht gerade einer der Feinsten war; daß da Schluß sein mußte irgendwie, ich konnte einfach nicht mehr.“

Hier zeigt sich erneut, wie dankbar Erika ist, wenn ihr jemand zuhört, wie sie ein wenig Aufmerksamkeit nahezu aufsaugt, wie

immens ihre Bedürftigkeit ist nach jemandem, der sich für sie interessiert, egal unter welchem Vorzeichen. Ihre Sehnsucht scheint mit einem hohen Maß an Beliebigkeit der Objektwahl einherzugehen.

Erikas Zukunft

Erika hat im Unterschied zu vielen anderen Gefangenen nicht den Wunsch, so schnell wie möglich entlassen zu werden, und sie wünscht sich sehnlichst Hilfe:

E.: „Hier drinne ist mein größter Wunsch, in 'ne Einrichtung zu kommen, wo ich mich wohlfühlen kann, auf alle Fälle, daß mir geholfen wird, irgendwas, ich weiß selber nicht, was man machen kann, daß ich von diesen Gedanken wegkomme. Daß ich endlich auf diesen Standpunkt komme: gut, ich hab das getan. Ich bin auf dem Standpunkt jetzt schon, aber ich muß, mich muß (*verhaspelt sich*), muß mir sicher sein, daß ich das nie wieder tue.“

Es ist erstaunlich, wie offen sie ihre Pathologie einräumt. Auch ihrem Gutachter gegenüber macht sie keinen Hehl aus ihrem Vernichtungspotential:

E.: „So schrecklich das ist, ich empfinde heute noch genauso wie damals, und ich weiß genau, wenn ich die Möglichkeit hätte, würd ich's wieder tun. Mein Gutachter hat mich damals gefragt, wenn ich jetzt 'ne Spritze hätte und Digitoxin hätte, was ich damit machen würde. Ich hab zu ihm gesagt – es war 'n Mann: 'Ich würd's Ihnen spritzen'. Aber das war mein voller Ernst.“

Das Motiv der Vergeltung ist die Facette ihres Tatgeschehens, das sie sehen kann. Dieser Aspekt dient ihr zur Selbstdeutung. Ich werte ihre Konstruktion als Überlebensstrategie, denn mit dem komplexen Wissen um ihre Psychodynamik wäre Erika hoffnungslos überfordert und vermutlich nicht überlebensfähig. Neid, Macht und Sexualität als Triebkräfte ihres Vernichtungsfeldzuges sind ihr nicht zugänglich. Die Gespräche in der Haft mit einer Psychiaterin haben ihren Lebenswillen gestärkt, aber ihre Taten und die dahinterliegende Psychodynamik bleiben weiterhin unberührt. Abgesehen von der Überforderung, die die psychotherapeutische Arbeit mit einer Patientin, die über derart sadistische Impulse verfügt, beinhaltet, ist die Frage zu stellen, ob eine klassische tiefenpsychologisch fundierte Therapie mit aufdeckendem Charakter bei Erika nicht kontraindiziert ist. Ihre Selbstdeutungen halten sie bislang am Leben. Bekäme sie Zugang zu ihrem abgespaltenen Erleben, bestünde zumindest die Gefahr weiterer autoaggressiver und/oder fremdaggressiver Impulsdurchbrüche. Vielleicht sind hier aber auch die Grenzen psychotherapeutischer Möglichkeiten erreicht.

Das Gefängnis als unbewusste Antwort auf Defizite der Persönlichkeit der Inhaftierten

Folgende unbewusste Phantasien von Erika werden durch die Institution Gefängnis befriedigt:

(1) Unbewusstes Strafbedürfnis

Erika beschreibt sich selbst als durch die Inhaftierung erlöst. Ihr unbewusstes Strafbedürfnis (vgl. Reik 1971) wird durch das Geständnis beim Verhör durch die Staatssicherheit befriedigt. Sie kann sich von ihrer Schuld durch Gestehen befreien. Fragen nach der Höhe des Strafmaßes interessieren sie heute ebensowenig wie damals. Die Erleichterung durch institutionelle Ich-Stützung überwiegt gegenüber dem Wunsch nach Freiheit und Selbstverantwortung.

(2) Das Gefängnis als externalisiertes und ständig tätiges Über-Ich

Durch die Unterbringung im Strafvollzug ist Erika von ihrem inneren Tötungszwang befreit. Der Prozeß, als „süchtiges Töten“ beschrieben, ist mit Hilfe einer massiven Intervention von außen zum Stillstand gekommen („ich war froh, daß es zu Ende war, egal wie“). Sie ist ausschließlich durch die reglementierenden Bedingungen des Strafvollzuges „außer Gefecht gesetzt“ worden. Sie kann diese Funktion der Institution selbst wahrnehmen, wenn sie z.B. ihrem Gutachter gegenüber ihre immer noch virulenten Tötungsphantasien berichtet. Auch im Gespräch mit mir räumte Erika freimütig ein, daß sie weiter morden würde, wenn sie nicht eingesperrt bliebe. Es ist zum jetzigen Zeitpunkt also die Inhaftierung allein, die sie vor weiteren Tötungsdelikten schützt. Innere Strukturen fehlen ihr. Sie kann weder durch Phantasien aggressive Impulse abarbeiten, noch ist sie in der Lage, Aggression in eine Beziehung, z.B. zu ihrer Therapeutin oder zu Betreuerinnen, zu tragen. Dort bestünde eine Möglichkeit der Umwandlung ihrer destruktiven Kraft in eine aggressive, die dann in das Ich integriert werden könnte. Zur Spannungsabfuhr stehen ihr einzig und allein autoaggressive Phantasien (wie Suizidgedanken und Selbstverletzungen) zur Verfügung. Damit ist das Ausmaß ihrer Kontaktstörung beschrieben. Die Institution Gefängnis ersetzt ihr fehlendes Über-Ich und die Schwäche ihres Ichs, Impulse des Es zu kontrollieren. Sie selbst kann sich nicht regulieren.

(3) Suizidalität in der totalen Institution

Im Vorfeld der Verhaftung stiehlt Erika Medikamente, um sich selbst zu töten. Sie schreckt dennoch davor zurück. Erikas fremdaggressive Anteile waren größer, und „Erlösung“ konnte nur von außen an sie herangetragen werden. Sicherlich ist Erika zum Zeitpunkt der Taten suizidal, dennoch scheint die „Breitenwirkung der Tötungen“ eher das Ziel ihres Unbewußten zu sein. Ein Suizid wäre zu still und böte

keine Möglichkeit, Versäumtes nachzuholen und/oder sich für die erlittenen Mangelerfahrungen zu rächen. Erika konnte nicht davon ausgehen, daß jemand über sie trauern würde, den erlittenen Verlust beweinte. Ihr blieb nur die Zerstörung anderer und die Provokation von Abscheu.

Die Institution ist verpflichtet, jeden Gefangenen am Vollzug einer Selbsttötung zu hindern. Deshalb kann Erika die Verantwortung für ihren Lebenserhalt an die Haftanstalt delegieren. Die Justiz ist damit erpreßbar, unterstützt z.B. ihre Kontaktvermeidungsstrategie und räumt ihr Sonderkonditionen ein. Auch psychotherapeutische Bemühungen in der Haft dürfen Erika nicht zu stark fordern. Jede Intervention ist bedroht, Auslöser für suizidale Handlungen zu werden. Ihre psychische Instabilität kann auf diese Weise auch zur Waffe werden. Niemand wird die Verantwortung übernehmen, sie zu stark zu konfrontieren, um sich nicht eines „Kunstfehlers“ schuldig zu machen. Sie ist durch ihren Zustand vor tiefer, aufdeckender Psychotherapie gefeit. Auch diese Pattsituation ist wiederum Ausdruck ihrer Autoaggression. Wie soll ihr in dieser institutionellen Konstellation geholfen werden?

(4) Größenphantasien

Erika ist in einer normalen Haftanstalt nicht zu halten. Zum einen konnte man ihrer massiven Autoaggression, die sich in Selbstbeschädigung und Suizidalität äußert, nicht Herr werden. Zum anderen wäre sie dort den Attacken der Mitgefangenen hilflos ausgeliefert. Kindsmord gilt unter inhaftierten Frauen als das übelste Delikt. So lebt sie im Augenblick abgeschottet in einer Krankenabteilung. Die Tatsache, daß die Haftanstalt um jeden Preis einen Selbsttötungsversuch verhindern muß, gibt ihr ein erhabenes Gefühl der Macht. Wenn das Personal nicht „spurt“, dann weiß sie sich zu „helfen“. Erika kann ihre Größenphantasien, die ihre kindlichen Ohnmachtsgefühle kompensieren, in ihrem exklusiven Status der „Problemgefangenen“, für die eine Vielzahl von Helfern aufgewandt und Sonderregelungen gefunden werden, weiter leben. Sie holt sich auf diese Weise das, was ihr an Bestätigung, Aufmerksamkeit und Zuwendung als Kind gefehlt hat. Es bleibt abzuwarten, ob sich ihr Hunger nach und nach stillen läßt und sie in die Normalität des Vollzuges zurückfindet. Unter den jetzigen Bedingungen manifestieren sich ihre pathologischen Strukturen eher.

(5) Regressive Ersatzbefriedigung durch die Institution

Der Mikrokosmos Krankenstation ist überschaubar und kann Erikas Angst begrenzen. Sie kann sich auf der Krankenstation im Zustand eines „Dauerbabys“, d.h. in tiefster Regression, halten. Dort befindet sie sich in einem Kontaktvakuum und kann die Auseinandersetzung

mit den Mitgefangenen meiden. Der Zustand der fehlenden sozialen Anbindung, der sie ihr Leben lang begleitet, setzt sich auch dort fort. Drei Krankenschwestern, die ihre wahren Gefühle aufgrund ihrer Professionalität verhehlen müssen, sind ausschließlich für sie da. Ihre momentane Lebenssituation kommt ihrer schizoiden Pathologie entgegen. Fürsorgliche Profis kümmern sich um sie, keine Mitgefangenen oder gar Männer können ihre künstliche Ruhe durchbrechen. Die Institution Gefängnis wird für Erika zur psychischen Prothese. Sie beantwortet Erikas unbewußte Suche danach, allumfassend versorgt zu werden.

(6) Unbewußte Suche nach homosexuellem Kontakt

Erika findet erstmalig eine Freundin. Sie hat nur weibliches Betreuungspersonal auf ihrer Station, so daß sie ihre unbewußten homosexuellen Bedürfnisse stillen kann. Ihr wird eine künstliche Welt ohne Männer bereitgestellt. Männer, die – zumindest ihrer subjektiven Theorie zufolge – Zielscheibe ihrer Destruktion menschlichen Lebens waren, treten ihr nicht unter die Augen.

Zusammenfassung

Die Auswertung eines biographischen Interviews mit Erika, einer Tötungsdelinquenten, zeigt die persönlichkeitssubstituierende Wirkung der totalen Institution Gefängnis. In der Einzelfalldarstellung wird nachgewiesen, welche unbewußten Phantasien die Haftanstalt befriedigt. Intrapsychische, interaktionale und institutionelle Abwehrprozesse innerhalb des Lebens im Gefängnis werden nachgezeichnet.

Abstract: „I'm not a human being, I'm a monster“.

The prison as unconscious response to deficits in the personality of inmates.

The evaluation of a biographical interview with Erika, an offender who committed several murders, shows the effect prison as a „total institution“ can have when it substitutes parts of the offender's personality. The description of her case demonstrates how the incarceration satisfies unconscious fantasies. Intrapsychic, interactional and „institutionally“ induced defense-mechanisms are depicted.

Key words: Biographical interview; total institution; defense mechanisms.

Literatur

- Mahler, M. (1989): Die psychische Geburt des Menschen. Frankfurt a.M.: Fischer.
Mentzos, S. (1990): Interpersonale und institutionalisierte Abwehr. Frankfurt a.M.: Fischer.
— (1991): Neurotische Konfliktverarbeitung. Frankfurt a.M.: Fischer.
Möller, H. (1994): Versuch, ein massives Stück Leben zu begreifen. Zur lebensbiographischen Analyse von Tötungsdelinquenten. Dissertation, Psychologisches Institut der TU Berlin, Mikrofiche.

- Petzold, H.* (1980): Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung in der Integrativen Therapie. In: Ders. (Hg.): Die Rolle des Therapeuten und die therapeutische Beziehung. Paderborn: Junfermann, S. 223-290.
- Rauchfleisch, U.* (1981): Dissozial. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Reik, T.* (1971): Geständniszwang und Strafbedürfnis. In: *Moser, T.* (Hg.): Psychoanalyse und Justiz. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 9-201).

Anschrift der Autorin:

Dr. Heidi M. Möller
Kaiserin-Augusta-Allee 84
10589 Berlin